

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

261

Roman von J. S. Rosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

An den Tagen, wo Philibert Marguerite nicht treffen konnte, nahm er zu einem besonderen Mittel Zuflucht, um sie trotzdem zu sehen. Sein Besitz beherrschte die Gegend. Durch einen langen Durchstich konnte man das Sandsteingebäude, das die Dufrenés bewohnten, überblicken. Mit seinem Fernglas, das er berufsmäßig zu gebrauchen verstand, konnte er die kleinsten Einzelheiten im Garten und auf der Wiese beobachten. Wenn Marguerite im Freien erschien und nicht gerade unter den Bäumen dahinging, war sie ihm so nahe, als stünde sie auf seiner eignen Terrasse — umsomehr als er jenes durchdringende Auge hatte, ohne das die Bilder, die man durch das Glas heranzieht, nicht sehr wirksam sind. So konnte er sie mit Mühe beobachten und sich überzeugen, daß sie auch in der Einsamkeit ihren ganzen Zauber behielt.

Er mußte seine Indiskretion sehr bald büßen. In weniger als zehn Tagen war Jean Philibert toll verliebt. Weit davon entfernt, sich dagegen zu wehren, that er noch ein übriges dazu. Donzagues gehörte zu jenen Männern, die nicht damit zufrieden, der Liebe zu begegnen, ihr noch nachjagen. Er machte sich aus den Gemütsbewegungen einen förmlichen Beruf und schreckte vor keinen Folgen zurück. Ihm bangte selbst nicht vor der Ehe. Reich an väterlichem Erbe und an weiteren Aussichten, war es längst bei ihm beschlossene Sache, der Frage der Wittigst nur eine sehr geringe Bedeutung einzuräumen. Während der vielen Stunden, die er auf seinem Observatorium zubrachte, prüfte er alle Möglichkeiten des neuen Abenteuers und fand keine davon abschreckend. Wenn er eine Familie gründen sollte, war es nicht herrlich, dieses entzückende Geschöpf zu dessen Stammutter zu machen? Jean Philibert schrieb sich die Kraft zu, die Liebe jeder Frau zu erhalten, und vor allem die seiner eignen. Er übersah seine Zukunft, er sah seine Jahre in einem beglückenden Heim verfließen und ohne sich vollständig in diesen Gedanken einzuleben, befaßte er sich doch gern mit ihm.

Jetzt hieß es also nur noch der Sache näher treten. Zunächst verließ er sich auf seinen eignen Spürsinn. Bei seinen zahlreichen Ausflügen auf jungfräulichem Boden hatte er sich eine gewisse Fertigkeit im Sondieren angeeignet. Er folgte Marguerite, beobachtete ihre geheimen und offenen Wege, und alles, was er sah, enthüllte ihm nur eine unschuldige, naive Existenz. Nur eines entging ihm, da er seine Besuche in Aulnettes stets am Nachmittag machte: die Zusammenkünfte des jungen Mädchens mit Herbeline.

Er versuchte es auf sehr distrete Weise, ihr den Hof zu machen, stieß aber auf eine so verblüffende Harmlosigkeit, daß er es sich gesagt sein ließ. Nun schlug er einen andren Weg ein. Er wendete sich an Madame Montcaury, die ihm für ein erstes Verhör ganz geeignet erschien.

Mit lebhaften Farben schilderte er die verführerischen Eigenschaften des jungen Mädchens. Sie gebrauchte Worte, die nur geeignet waren, die Gefühle eines Verliebten noch zu steigern.

Die Worte Madeleine waren wohl weniger hochtrabend, dafür aber um so überzeugender. Sie suchte das Verhältnis Dufrenés zu ihrem Manne ins rechte Licht zu stellen. Sie lobte den Vater nicht weniger als die Tochter. Da sie die Gefühle Donzagues' erriet, betonte sie absichtlich die Abkunft von Dufrené und räumte ihm einen Platz in ihrer eignen Gesellschaft ein.

Philibert war jetzt überzeugt, daß ein Gentleman nun entscheidend weiter gehen dürfte, und diese Ueberzeugung erhöhte seine Leidenschaft. Er kam jetzt noch häufiger aufs Schloß, trotz Herbelines zurückhaltenden Benehmens, das er übrigens gar nicht merkte. Der Charakter des Doktors blieb ihm ebenso rätselhaft wie allen andren. Er hielt ihn für einen schweigsamen Berufsmenschen, für einen Mann, den die kleinen Ereignisse des täglichen Lebens gleichgültig ließen, sprach wenig mit ihm und bewies ihm eine gewisse Hochachtung.

Eines Nachmittags schritt Jean Philibert langsam durch die Magnolien-Allee im Park von Aulnettes. Das Wetter war gewitterschwül; dunkles, silberumfäumtes Grau stieg vom Westen herauf, und der Himmel zeigte nur noch eine kleine Gruppe blauer Inselchen. Dieses Wetter regte den Spaziergänger sehr auf. Er atmete mit Wollust den Duft der Bäume, er dachte an Marguerite Dufrené.

Blöblich sah er sie vor sich.

In diesem grünlich-violetten Schimmer hatte sie einen ganz außerordentlichen Reiz. Sie näherte sich mit ihrem jungen, elastischen Schritt, mit einem leichten Wiegen der Hüften; im wechselnden Licht schienen ihre Augen bald hell, bald dunkel. Er blieb stehen, ohne ihr ein Wort zu sagen, aber schon war sie mit einem leichten Gruß an ihm vorüber und verschwand immer mehr hinter den Magnolien.

Dieser Augenblick war entscheidend. Wie der kleine, lockere Stein die Lavine ins Rollen bringt, so hatte die Erscheinung des jungen Mädchens alle weiteren Bedenken in den Schlund gestürzt.

Philibert fühlte, daß sein Leben für ihn keinen Reiz haben würde, wenn Marguerite es nicht teilte. Er beschleunigte seinen Schritt, um nach Aulnettes zu gelangen, und war ganz bewegt, als er vor den Damen erschien. Er zögerte nicht, das Gespräch auf den einzigen Gegenstand hinzuleiten, der ihn interessierte, und that es ohne allen Rückhalt.

Madame Montcaury zeigte sich überrascht, aber Madeleine, die schon seit einigen Tagen etwas Neuliches erwartete, nahm die Eröffnung ruhig entgegen. Sie war es auch, die zunächst antwortete:

„Ich glaube, daß es ein Glück für unsre kleine Freundin sein wird; und für Sie auch,“ fügte sie mit einem Lächeln hinzu. „Aber Sie wissen, wir können Ihnen in gar keiner Eigenschaft eine Antwort geben.“

„O, doch!“ entgegnete er lebhaft. „Ich würde sogar zu haupten wagen, daß alles von Ihnen abhängt. Nehmen Sie meine Angelegenheit in Ihre Hand und ich halte sie für entschieden.“

„Wir wünschen ja nichts Besseres,“ antwortete Madame Herbeline. „Aber wie wollen Sie das verstanden wissen? Sollen wir mit Herrn Dufrené oder mit Marguerite oder mit beiden sprechen?“

„Zuerst mit ihr.“

„Fürchten Sie nicht,“ warf Madame Montcaury ein, „daß sie noch etwas zu jung ist? Sie wissen, daß sie eben erst sechzehn Jahre alt geworden ist — und ihr Vater hat ebenso wie wir selbst gar nicht die Möglichkeit ins Auge gefaßt, vor vier Jahren an ihre Verheiratung zu denken.“

Dieser Einwurf brachte Donzagues aus der Fassung. Er wußte nichts andres zu antworten als:

„Sie scheint aber doch eine ausgezeichnete Konstitution zu haben?“

„Die hat sie auch,“ entgegnete die alte Dame. „Aber sie ist noch nicht vollkommen entwickelt. Trotz ihrer schwarzen Augen und Haare kommt Marguerite wie die Mädchen des Nordens etwas langsam in ihrem Wachstum vorwärts. Es wäre Ang, wenn sie sich jetzt noch nicht verheiratete.“

Philibert machte eine Geberde der Enttäuschung, sein Gesichtsausdruck wurde traurig.

„Es giebt vielleicht ein Mittel, um alle Teile zu befriedigen,“ fiel Madeleine ein. „Würden Sie eine lange Verlobungszeit fürchten?“

„Nein!“ rief der junge Mann aufatmend. „Ich will ein Jahr, auch zwei Jahre warten, wenn es sein muß, wenn ich ihr Versprechen mir habe. Ich glaube, daß sie der Treue fähig ist.“

„Ich bin davon überzeugt,“ sagte bestimmt Madame Montcaury. „Sie ist ebenso loyal wie ihr Vater und ist noch bestimmter. Wenn sie etwas verspricht, dann hält sie es auch; wenn sie einmal liebt, dann wird ihr Herz nicht bald abwendig!“

„Ich will sie glücklich machen!“ rief Donzagues voll Feuer. „Helfen Sie mir, sprechen Sie für mich. Wenn Sie es ernstlich wollen, dann wird sie meine Frau.“

„Nun, rechnen Sie auf uns!“ sagte Madeleine. „Wir werden alles thun, was in unsrer Macht steht.“

„Immer vorausgesetzt, daß Sie in den Ausschub willigen!“ bestand Madame Monteaux.

„Ich liefere mich Ihnen mit gebundenen Händen aus,“ sagte er mit Wärme.

Als er gegangen war, sahen Madame Monteaux und ihre Tochter sich einige Zeit schweigend an.

„Das ist ja wie ein Märchen!“ sagte endlich die junge Frau. „Du weißt, wie mich das immer beunruhigt hat. Dieses Kind ist etwas unbedacht herausgezogen worden. Je mehr man für sie gethan hat, desto mehr ist man ihr schuldig. Diese Heirat wäre eine Rettung für sie.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Gemeindeauschuss-Sitzung.

Ein Bild aus dem Leben. Von Lina Leidl.

Schwer geärgert sitzt der Lehrer, der heute Abend wieder einmal seines Amtes als Gemeindefreiwirtschaftler zu walten hat, vor dem alten bedeckten Tisch. Ist es doch schon halb acht Uhr durch und noch immer läßt sich kein Ausschussmitglied blicken, obwohl die Sitzung schon für sieben Uhr angefangen war. Mühsam blättert er in den vor ihm liegenden Schreibereien.

„Das kann übrigens wieder lustig werden heut!“ meint er. Die Sache Schuldhuber — das ist so was für die Großprügelberger. Draußen nähern sich Schritte, und lautes Reden wird vernnehmbar. „Na endlich!“ atmet der Lehrer auf.

Der Albanöder, der Falterhofbauer, der zugleich Beigeordneter ist, und der Hachenberger betreten gleichzeitig die Gemeindestube. „Griß Gott, Herr Lehrer! Ist uns ein wengel spät worden heut.“

„Guten Abend!“

Der Hachenberger, dem der kurz angebundene Ton und die unwilligen Blicke des Lehrers nicht entgangen sind, stößt den Albanöder mit dem Ellbogen und klopft ihm zu: „Du, der hat aber eine Granke! Dem sind wir schon wieder z'lang ausblieben!“

Der Albanöder, der nicht besonders gut hört, scheint dies auch von anderen vorauszufragen, denn ganz laut giebt er zur Antwort: „Der kann grantig sein von mir aus! Ist ja sonst auch noch niemand da. Wann ich dies vermeint' hätt', hätt' ich mir noch besser die Weis lassen mit dem Hergehn. Ist mir eh noch so nötig eingangen daheim, daß ich g'meint hab, ich kann schier gar nit fort.“

Mit allen Anzeichen des Bedauerns über den unnötigen Zeitverlust läßt er sich dann auf eine der in der Nähe des Tisches stehenden schmalen Holzbanker nieder. Die beiden andern folgen seinem Beispiele.

Käuspern und Husten, zwihschen hindurch Ausspucken, wird vernnehmbar. „Jetzt kommt der Kohlgruber!“ vermutet der Albanöder ganz richtig. Diesem auf dem Fuße folgt der Schlehbauer, das würdige Gemeindeoberhaupt.

„So, jetzt bin ich auch da beim Dasein!“ fährt er sich ein.

„Na, dann kann's ja losgehen!“ meint der Lehrer und trifft Anstalten, die Sitzung zu eröffnen.

„Ist ja der Kerschbaummer noch nit da!“ meint aber der Bürgermeister.

„Ach ja, richtig, das eine Ausschussmitglied fehlte noch. So sehr dieß den Lehrer fränkte, so mußte er sich doch noch weiter in Geduld fassen. Denn so lange der hohe Rat noch nicht vollzählig war, so lange durfte er auch nicht beginnen.“

„Sitzt's Euch halt her da zu uns auf d' Bänk!“ läßt der Falterhofbauer die beiden Zuletztkommenden ein, indem er selbst, Wagh machend, bis ans obere Ende der Bank rückt. „Weil Ihr fürs Stehn auch nit besser zahlst werdet.“

Ein paar schwere, ungeduldige Seufzer zittern über den Tisch.

„Geh, hau a Pris her!“ fordert der Hachenberger den Kohlgruber auf. Der will dem Wunsche nachkommen, sucht aber seine sämtlichen Taschen vergeblich nach dem Schnupftabak aus. Schließlich bedauert er: „Da kann ich Dir leider Gottes nit aushelfen diesmal. Ich meinet, ich hätt' mein Tabakglas in der andern Hosn drin stecken lassen, wie ich mich umgezogen hab vorhin.“

Thät schon not, es extra hervorzuheben, daß anläßlich der Ausschuss-Sitzung immer Kleiderwechsel vorgenommen wurde. Gemerkt hätte man nichts davon. Der ganze Raum war erfüllt von einem eigentümlich beizenden Stallgeruch. Der Lehrer ging, das Fenster zu öffnen. Da atmete er doch noch lieber die Schulstubeulust ein; obwohl es da auch nicht immer gerade duftete.

„Thut's zu lassen, thut's zu lassen!“ wird ihm aber vom Falterhofbauern ängstlich gewehrt. „Geh ein wengel ein Zugluft draußn, heut.“

„Aber der Kerschbaummer braucht wieder eine Läng', bis er herbeikommt!“ ärgert sich der Bürgermeister und alle stimmen ihm lebhaft bei.

Endlich, wenige Minuten vor acht Uhr, kommt der Säumige angekratzt.

„Heut hätt' ich mich bald ein wengel verschämt!“ entschuldigt

er sich und läßt sich ohne weiteres auf die Bank niederfallen. „Ist aber noch nit aus der Zeit, gelt nicht?“

„Nun, ich denke, daß es wahrlich nimmer zu früh ist, wenn wir einmal anfangen können!“ meint der Lehrer, nimmt einen Bogen vom Tisch auf und beginnt vorzulesen:

„Die Häuslerwitwe Margarata Schuld...“

„Gelt, jetzt bin ich seit dem nimmer zu Dir kommen, daß ich Dich fragen hätt' können: wie habts Euch denn nachher z'sam-g'stritten neulich, Du und der Mehlgernach? Wie viel hat er Dir denn geben für Deinen Däsen?“

Trotz der wiederholten energischen Ruhestiftungsversuche hatte man den Vorlesenden unterbrochen und ein neues Gespräch eingeleitet. Da dieses Thema natürlich viel interessanter war, als das, über welches sie zu verhandeln gekommen waren, so wurde es gierig aufgegriffen. In zuvorkommendster Weise gab der Bürgermeister, an den die Däsenfrage gerichtet war, Auskunft: „Ich hab' ihn nit herlassen um das bißl Geld. Dies wäre ja schier bald gar kein Gebot g'wesen, das mir der Nazi für den Däsen gemacht hat.“

„Recht hast thau! Geh ihn nur nit her um den nächst besten Schanderling! So muß man seine War' nit runtergeben, weißt. Ein solches Prachtstück, wie Dein Däsen is, kannst allemal verkaufen und um einen richtigen Preis.“

„Soll mein ich auch!“ stimmt der Falterhofbauer unter beifälligen Kopfnicken zu. Dann fragt er, an alle gemendet: „Was ist's denn, hat keiner nit inne worden, ob dem Mittermeir seine Stute schon g'worfen wird haben?“

„Jo,“ meldet sich der Kerschbaummer. „A Hengstl hat er kriegt, ein mentisch schöns. Der Mittermeir hat mirs selber erzählt. Drei Tag ist's jetzt alt.“

„Na—a sool!“ wundert sich der Kohlgruber. „Da wird's bei meiner Wägl' auch nimmer lang wähen nachher, bis sie läbert.“

„Wie wird's denn der Schmidbauern-Mhl gehn? Die soll ja gar so elendig beinander sein, seit ein paar Tagen,“ fällt da einem ein. Nun wird's dem Lehrer aber doch zu bunt.

„Zum Donnerwetter!“ fährt er dazwischen. „Entweder wir kommen zur Sache, oder ich gehe einfach weg. Ich habe noch mehr zu thun heute.“

„Freilich, freilich!“ beschwichtigt der Bürgermeister. „Gleich fangen wir an jetzt, gleich auf der Stell!“ Und sich in Positur setzend: „Also Manner, thut's es derweil nit sein lassen mit Euerm „Dijshurs“. Dies könnt's darnach auch wieder ausmachen. Jetzt haben wir Sitzung. Z'wegen der Schuldhuber Rosi ihrem ledigen Kind handelt es sich. Habts vielleicht eh schon ein Wissen drum?“

Ein paar Bauern brummen „Mhm!“ während die andern vernemend den Kopf schütteln.

„Also, nachher thut's halt recht fleißig aufpassen auf dies, was Euch jetzt füng'lesen wird!“

Nach mehrmaligem, einseitendem Käuspern liest der Lehrer laut vor: „Die Häuslerwitwe Margarata Schuldhuber erschien vor wenigen Tagen beim hiesigen Gemeindevorstand und gab dortselbst zur Kenntnis, daß sie wegen der zeitraubenden Pflege ihres Entels Zepherin, des illegitimen Sohnes ihrer seit acht Monaten in der Kreis-Irennanstalt untergebrachten Tochter Rosalia, nicht mehr in der Lage sei, sich wie bisher ihr Brot zu verdienen, noch viel weniger für die Erziehungskosten des Kindes aufkommen zu können. Die Margareta Schuldhuber stellt deshalb an die Gemeinde Großprügelberg das Ansuchen, ihr einen jährlichen Zuschuß von fünfzig Mark gewähren zu wollen. Sollte dieser ihrer Bitte nicht nachgegeben werden, so sähe sie sich gezwungen, das Kind wegzugeben und sämtliche Erziehungskosten der Gemeinde aufzubürden.“

„A sool wär die g'fotten!“ Der Hachenberger schnell von der Bank auf. „Ein Geld möcht sie gar haben? Weil unsre G'maa eh noch keine Lasten und keine Zahlungen hat mit dem Häuslg'schlamp aufeinander! Wie lang ist's denn her jetzt? Vier Wochen mit Hundschanden, daß wir bare 125 Mark an die Narrenhaus-Verwaltung g'häit haben als Kostgeld für die Rosi. Und jetzt dürft'n wir gar für ihren Bangert auch noch zahlen! Die käm mir in mein'n Magen, die!“

„Und fünfzig Mark möcht' sie gleich haben!“ sekundiert der Falterhofbauer. „Ich ließ mirs noch g'fallen, wenn sie grad' zwanzig begehren thät.“

„Ja, meinst leicht Du, daß wir der zwanzig Mark geben?“ sarcht der Albanöder. „Möcht wissen, für was? Etwas, daß sie ihren faulen Körper nit abzuriegeln braucht? Da wär's ein Leichtes, wenn ein sonst nit z' thun brauchet, als wie den ganzen Tag für einen solchen Hammerling hinflitzen. Sell glaub' ich schon, daß ihr dies g'fallen thät, der Schuldhuberin. Die scheut eh d' Arbeit, als wie der Teufel den Weißbrummen.“

„Jetzt hast es einmal erraten! Arbeitscheu ist sie!“ bestätigt der Hachenberger. Da hab ich Zeugen und Beweis dafür. Was meinst denn, daß meine Bäuerin für eine Antwort kriegt hat derselb, wie sie g'meint hat, die alt' Schuldhuberin sollt' auf ein paar Tag zu uns kommen zum Erdäpfel klauen?“

Wie alle gespannt aufhorchen, äßt er eine krächzende Weiberstimme nach: „Ich thät ja von Herzen gern kommen, Hachenbergerin, aber ich kann ja nit von meinem Zepherinerl weg, schau!“

Alle, mit Ausnahme des Lehrers, lachen.

„Und einer solchen soll man noch was zahlen auch? Einer solchen, die frei stinkt vor lauter Faulheit? Dies wär doch schon eine himmelsdreiende Sünd, was solches!“

„Als wie wenn sie den Bangert nit diermal einen Tag allein

Lassen könnt! Müßens andre Leut' auch thun. Wie viele müssen mit ihre Kinder einsper'n daheim und müssen auf d' Arbeit fortgehn!

„Dast recht! Hundert mal für einmal kommt dies vor. Muß sich eins halt auch richten danach. Bei unserm Häuslweib ist gleich so. Die richt' dem kleinen Kind allemal noch einen mordsgroßen Brotschnuller her, bevor sie fortgeht, da hat es nachher den ganzen Tag durch was zum jucken. Wanns diermal auch ein wengerl schreit, z'wegen dem halber ist's noch gar lang nit aus. Hört schon wieder auf, wegn es sich genug plarrt hat!“

Unruhig rückt der Lehrer auf seinem Stuhle hin und her. „Zur Sache, wenn ich bitten darf! Zur Sache! Derlei Weitschweifigkeiten haben doch nicht den mindesten Zweck!“

„Was geht denn dies Euch an?“ fällt der Kohlgruber ihm grob in die Rede. „Wer muß denn das Geld hergeben, Ihr oder wir? Und z'wegen was sind wir denn sonst beinander heut, als daß wir die Sach ausschwaizen, wie es der Brauch ist? Aber der G'moa-schreiber hat da nit dreinz'reden, verstanden?“

„Stader ein wengerl, Kohlgruber, stader ein wengerl!“ beschwichtigt der Bürgermeister. „Stannit es ja auf eine manierliche Art auch sagen, wannst positiv meinst, daß Du an was einen Anstand findest. Da muß man nit gleich allemal eine solche Gröbert haben! A bißl drandenken, wem eins vor seiner hat, weißt!“

„Da sollt man noch lang umschneiden auch müssen!“ meint der Zurechtgewiesene mürrisch einlenkend. „s Maul auf, oder den Deutel auf! Und ich zahl einmal nit für die alt' Trud, — ich nit!“

„Ich auch nit!“ „Und ich erst recht nit! Kein Fünferl kriegt sie mir nit!“ „Ja, wann die andern nit zahlen, nachher g'freuts mich auch nit, daß ich was hergib.“ läßt sich nun der Kerschbaumner vernehmen, der sich bis jetzt so ziemlich passiv verhalten hatte.

„Aber, Leute, so nehmt doch nur Vernunft an!“ Trohden es in ihm wegen der groben Abfertigung noch lodete, konnte der Lehrer sich nicht enthalten, für die arme Alte einzutreten. „Ihr werdet doch nicht glauben, daß jemand anderer das Kind umsonst zu sich nimmt? Ich meine, die alte, schwache Person müßte sich die erbetenen fünfzig Mark sauer genug verdienen. Und vielleicht thut die Schuldhuberin sogar noch ein übriges und giebt sich lieber mit weniger zufrieden, als daß sie das Kind herläßt. So viel ich weiß, hängt sie mit Leib und Seele an dem Zepherin. Laßt Euch doch das arme Kind erbarmen!“ fährt er dringlicher fort. „Nirgends sonst würde es eine gleich sorgfältige Pflege finden.“

„Jetzt schauts mir nit den an!“ spöttelt der Kohlgruber. „Eine Pfleg' müßt der Bangert gar haben, eine Pfleg'! — Und eine sorgfältige auch noch! Sahaba! Daß ich nit rufsch!“

„Du sollst einen Fried' geben jetzt!“ Streng verweisend schiebt der Bürgermeister den Krakehler an. „Für heut hast Dein Maul schon weit genug auf'rissen.“

„Aber in dem Dach, da muß ich ihm recht geben, dem Kohlgruber,“ nimmt der Hachenberger diesen in Schutz. „Was haben denn unfre Kinder leicht für eine Pfleg'? Sagt's es nur grad selber! Eine ganze Woche kommt feins auf einen Arm naus, z'wegen dem halber kriegens doch große Schädeln her.“

„Mordsgroße auch noch!“ „Also — nachher sind wir ja schon wieder beinander auch!“ fällt der Kohlgruber triumphierend ein. „Was anders hab' ich ja eh nit g'meint, als daß dies eine ganz unnötige Ausgab' wär, wenn wir für die Pfleg' was zahlen thäten. Mein ein naus-g'schmiffnes Geld wär's, dies. Und was das andre anbelangt, für die Kost und die Gewandung, da schäp' ich, daß fünfzehn, zwanzig Mark Sach genug sind im Jahr.“

„Zu lot genug ist's!“ Der Kerschbaumner zweifelt jedoch. „Ist doch schier ein bißl wenig genug,“ meint er.

Der Kohlgruber läßt ihn aber gar nicht lang zu Worte kommen. „Wär schon schön!“ schnauzt er ihn ab. „Was fricht denn ein solcher Daumberling leicht schon? Nit recht viel mehr wie eine Flieg'n. Und nit der G'wandung, da reizt's auch den Haufen noch nit naus. Die ellichen Hadern, die so ein Bamß braucht! Da weim eins einen alten Kittel z'reißt oder ein schleifiges Bettuch, nachher kriegt's eh so viel Windeln draus, daß es das Kind ein ganzes Jahr lang nehmwideln kann drein.“

Der Hachenberger nickte diesen Ausführungen wohlgefällig zu: „Recht hast, Kohlgruber, vollkommen recht! Mehr wie zwanzig Mark zahlen wir justement nit, und wann sie noch wohlfeiler hergeht die G'schicht — na ja, nachher ist's eh g'scheiter.“

„Jetzt wär' ich aber samt dem selber auch schon bald froh, wenn die Sach' ein End' nähm!“ schimpft der Bürgermeister. „Dies ist ja zum Davonlaufen hergerichtet was solches!“

Von ganzem Herzen stimmte der Lehrer in diese letztere Ansicht mit ein.

„Jetzt muß ich grad auch noch g'schwind ein Wörtl dreinschwagen!“ meldele der Falterhosbauer sich nun zum Wort. „Habens alleweil eine Lamentation und eine Streiterei über das viele Zahlen und schmeißen das Geld doch haufenweis naus!“

„Was? — Wie?“ „Wer schmeißt a Geld auf?“ „Ihr thut es! Die G'moa thut's! Oder ist etwa dies nit die reinste Verschwendung, daß Ihr für die Schuldhuber Rosl so viel zahlt? Für was denn? Meint's leicht Ihr, daß die g'scheit narrisch ist? Seid's dumm genug, wenn Ihr dies glaubt! Stellen thut sie sich grad so, damit daß sie in der Anstalt drin bleiben kann. Versteht sich, hat ja das schönst' Machen drin! Gut z'essen

und gut z' trinken und keine Arbeit haben dabeil! Dies ist der grad ein g'mähles Wiesel.“

„Gerr, verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie reden!“ seufzt der Lehrer. Verstellen sollte das arme Mädchen sich! Das über den Schurkenstreich ihres Geliebten, eines reichen Bauernsohnes, oder vielmehr über die rücksichtslose Art und Weise, in der ihr die fraurige Thatsache mitgeteilt wurde, urplötzlich den Verstand verloren hatte. Nach Amerika war er durchgebrannt, der Schuft, und hatte sich so mit einem Schläge seiner Vater- und Alimentationspflichten zu entziehen gewußt. Auf des Lehrers Betreiben ist die Rosl dann vor etwa acht Monaten in der Kreis-Irrenanstalt untergebracht worden. —

„Kömmt's leicht recht haben, mit dem, was Du g'sagt hast!“ meint der Hachenberger nachdenklich. „Wann die Rosl auch ein solches faules Trum ist, wie ihre Mutter, nachher wird's schon stimmen. Na wart', derer helfen wir schon für ihre Krankheit! Die thun wir einfach wieder raus aus der Anstalt. Da kann sie an einen Ort in Dienst einziehen und wir legen ihr sofort Besärlag auf den Lohn. Da ist der Kay gleich g'sireut nachher! Ist doch ganz was anders dies, als wie wann wir alleweil brav zahlen müssen.“

„Sei johl! Aufa muß sie — gleich auf der Stell muß sie aufa!“ „Dies ist a Schwaz, der keine Heimat hat!“ winkt der Bürgermeister den Durcheinanderschreienden ab. „Die Rosl ist narrisch und bleibt narrisch, da brauch't's Euch gar nit lang' aufz'halten drüber. Und wann's wirklich so wär, wie Ihr Euch einbildt, wann sie wirklich nit „g'scheit“ narrisch wär, nachher müßten wir sie erst recht drin lassen im Narrenhaus. Denn grad diesel'n, die keine ausgmachten Narren sind, die grad so a bißl annarrisch sind, die sind am allermeisten zum scheuen. Die tristen das allermeiste Unheil an. Anzündn thum sie, d'Leut' bringen sie um . . .“

„Ah joo meinst?“ fragt der Hachenberger staunend, überwältigt von des Bürgermeisters Weisheit. „Da müssen wir sie freilich drin lassen nachher. Da wär' eins ja sein eignes Leben nit sicher . . .“

„Also — um wieder zur Sache zu kommen: wie verhält es sich denn eigentlich mit dem Kind?“ verschafft der Lehrer sich mit dröhnender Stimme Gehör. „Fünfzehn, zwanzig Mark wollt Ihr an die Witwe Schuldhuber zahlen, so viel ich vorhin verstanden habe? Der Kohlgruber nannte diese Summe, wenn ich recht gehört habe.“

„Wer? Ich?“ fährt der auf. „Ich? Da werdet Ihr Euch irren!“

„Ihr sagtet doch von fünfzehn bis zwanzig Mark, welche Ihr für Kost und Kleidung ansehen wolltet?“

„Für Kost und G'wandung, ja, dies hab' ich g'sagt. Aber dies hab' ich nit g'sagt, daß dies Geld die alt' Schuldhuberin in d' Händ' kriegt! Fürs Kind wird dies zahlt, verstanden, aber nit für das alt' Zegeisen! Die kriegt mir kein Fünferl z' Gesicht, die . . .“

„Meinen roten Heller geben wir der!“

„Na, jetzt fangt's nur mit wieder aufs neue das Streiten an,“ beschwichtigt der Bürgermeister. „Da müssen wir ihr halt den Zepherin nehmen nachher und müssen schauen, daß wir ihn wo anders unterbringen.“

„Wird sich kann anders naus gehn, ja!“ „Da muß ich ihn aber hellauf versteigern lassen auf der G'moa. Wer das geringste Angebot macht, der kann ihn haben. Oder willst ihn Du han, Hachenberger? Du kannst umgeh'n mit solchen Sachen, hast schon einmal ein Kostkind aufzogen, so viel mir erinnerlich ist.“

„Ich nit, ich!“ wehrt der Hachenberger mit beiden Händen ab. „Ich will ihn nit, den Bamß, psst! Dich Gott, nein! Im die ganz' Welt thät' ich mir kein solches Kreuz nimmer auf. Wenn ich noch z'rucken', was ich mit der Fledschneider Nami ihren Kasperl alles ausstanden hab! Meine Bäuerin, die hat keinen g'scheiten Kochlöffel und keinen ganzen Besenstiel nimmer im Haus g'habt. Allesamt haben wir abgeschlagen, an dem Büffelkopf, an dem elendigen. Und wie er nachher ein wengerl handsamer worden wär' dahin, wie ich ihn ein bißl zu der Arbeit brauchen hätt' können, da ist er nachher auf und davon, der Malefizlerl, der verächtlich!“

„Kein Wunder, bei einer solchen Behandlung!“ entrüstet sich der Lehrer.

„Jetzt muß sich der auch seinen Sämbel nochmal wehen!“ brüllt der Kohlgruber ihn an. „Was versteht's denn Ihr davon, wie die ledigen Kinder behandelt werden müssen? Ich sag's halt alleweil . . .“

„Ja, ja, es ist schon recht, wir wissens schon!“ schneidet der Bürgermeister ihm das Wort ab. Und zu den Uebrigen sagt er: „Ich mein, wir machen Feierabend für heut! Wir allein können da doch nit Gewisses ausmachen, da muß alleweil die ganz' G'moa einberufen werden.“

„Freilich, da muß die ganz' G'moa z'amm'kommen!“ „Nachher schieben wir ab jetzt.“ „Gehn wir heim, ja.“ „Ich mein, ich geh' noch ein wengerl zum Wirt eini.“ Mit eiligen Schritten trachtet der Kerschbaumner hinaus. „Schau, laß Dir ein wengerl die Weil, ich geh' auch mit Dir!“ meint der Albanöder. „Guate Nacht! Guate Nacht! Psfiat Gott beinander!“ „So, jetzt wünsch' ich Euch halt eine recht guate, g'ruhame Nacht!“ Der Bürgermeister verabschiedet sich als Letzter. Er reicht dem Lehrer die Hand. „Und nit für unguat, gelt nein? Da geht's halt allemal ein wenaerl bibio her bei einem solchen G'schäft.“

„Gute Nacht, Herr Bürgermeister! —“
 „Zeit, weit öffnet der Lehrer die Fenster . . .“
 „Gott sei Dank, für diesmal hätten wir's hinter uns! Treuen
 wie uns auf die nächste Sitzung!“ . . .

Kleines feuilleton.

e. k. Oesterreichische Weihnachts- und Neujahrsgebräuche. In
 feinen „Jugenderinnerungen“ kommt Ludwig Passarge auf
 einige Volksgebräuche, die damals und zum Teil noch heute im Ost-
 preussischen lebendig sind, zu sprechen. In Wolitzna (bei Königs-
 berg) erschienen am Weihnachtsabend der hl. Christ, welcher die
 trägen Spinnerinnen kräftig durchprügelte, und die hl. drei Könige mit
 einem sich drehenden Stern; am häufigsten aber Jungen mit einem
 Brummtopf, einem kleinen Fasse, daran sich ein Strang von Pferde-
 haaren befand, welche nahgemacht und, mit der Hand gestrichen,
 kräftig brummten. Dabei sangen sie ihre Wünsche, z. B.:

Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
 Auf allen vier Ecken gebratenen Fisch.
 Wir wünschen dem Herrn eine Kanne mit Wein,
 Auf daß der Herr kann lustig sein.
 Wir wünschen der Frau einen goldenen Thron
 Und übers Jahr einen jungen Sohn.

Sehr gefürchtet war am Neujahrsabend der Neujahrsbock, bei
 welchem einer der Knechte mit geschwärztem Gesicht und einem sehr
 realen Kantschn steckte. Seine Ankunft erweckte stets einen all-
 gemeinen Aufruhr der Mägde, denn auf diese war es in erster Reihe
 abgesehen. Die Kinder „griffen (wie auch noch heute) nach Glück“,
 welches unter verdeckten Tellern in folgenden Gestalten auftrat:
 Himmelsleiter, Totenkopf, Kind, Wiege, Schlüssel, Brot, Geld,
 Glid usw.

Um in die Zukunft zu blicken, setzte sich die Magd auf den
 Boden und warf den Pantoffel („Schlorren“) des rechten Fußes rüd-
 wärts über den Kopf. War die Spitze der Wersenden zugewendet,
 so blieb sie im Hause, umgekehrt nicht.

Wollte die Neugierige den „Zukunftigen“ erraten, so setzte sie sich
 nachts zwischen elf und zwölf Uhr auf einen Stuhl und stellte einen
 andern daneben, damit der „Zukunftige“ darauf Platz nehme. Oder
 sie schaute, ein Licht in der Hand haltend, in den Ofen, der ja be-
 kanntlich auch in den Märchen eine nicht kleine Rolle spielt.

Weniger harmlos war das sogenannte „Rosemod-Zagen“. Ein
 Nichtwissender wurde unten an die Bodentreppe mit einem großen
 Getreidesack gestellt, um den „Rosemod“ aufzufangen. Indem er so
 gesprant auf denselben wartete, wurde er von oben mit einem Eimer
 Wasser begossen.

Ganz unschuldig war das sogenannte „Häufchen“; ferner das
 „Häufchen-Putzen“, welches darin bestand, daß ein jeder der Teil-
 nehmer, welche rings um einen Tisch saßen, in einen Haufen Häufel
 einen Pfennig warf. In dem Häufchen, welches sodann jeder Mit-
 spielende zugeteilt erhielt, suchte dieser durch Fortputzen des Häufels
 zu ermitteln, ob darin Geld vorhanden oder nicht. Der Inhalt war
 dann sein Gewinn.

Beim „Mehlschneiden“ wurde ein auf einem Teller auf-
 gestülptes Häufchen Mehl, nach der Reihe, solange angeschnitten,
 bis eine oben eingesteckte Münze herabfiel. Derjenige, bei welchem
 dieses geschah, hatte die Aufgabe, die Münze mit dem Munde aus
 dem Mehl herauszunehmen. —

Kulturgeschichtliches.

— Ein schweizerisches Sittengefeh aus dem
 Jahre 1803. Die „kölnische Zeitung“ schreibt: Vor hundert
 Jahren, kurz nachdem die sogenannte helvetische Consulta die von
 Bonaparte entworfene Mediationsakte angenommen hatte, erließ der
 kleine Rat von Luzern ein 24 Artikel umfassendes neues Sittens-
 gefeh, das am 11. November 1803 in den katholischen Kirchen ver-
 lesen wurde und worin es u. a. heißt: Ein nicht verheirateter
 Mann, der zum erstenmal Vater wird, hat, wenn er nicht über
 3000 Fr. Vermögen besitzt, 32 Fr. Strafe zu zahlen; besitzt er
 mehr, so beträgt die Strafe 64—240 Fr. Bei jedem Mißfall wird
 die Strafe verdoppelt; für die Mutter beträgt sie in allen
 Fällen die Hälfte. Der Ehebrecher hat zum erstenmal das
 Doppelte der Strafe zu bezahlen, die für ein von unverheirateten
 Personen stammendes Kind zu erlegen ist, zum zweitenmal das
 Dreifache, zum drittenmal das Vierfache usw. Um öffentliches
 Vergernis zu vermeiden, sollen die vorerwähnten Vergehen soweit
 wie möglich geheim gehalten werden. Jedes schwangere Mädchen
 hat persönlich oder durch einen Bevollmächtigten dem Polizei-
 präsidenten eine Erklärung abzugeben, worüber es eine Bescheinigung
 erhält. Wer ein uneheliches Kind außerhalb seiner Gemeinde unter-
 bringen will, hat hierzu die Erlaubnis des kleinen Rates einzuholen,
 der sich vor deren Erteilung vergewissern soll, ob das Kind in
 katholischer Gegend erzogen wird. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Eine lebende Fontäne. Im Jahre 1672 schrieb der
 Botaniker J. Muntingh von der Zimmerpflanze *Colocasia anti-*
quorum (Düldenblume), daß sie des Nachts durch ihre Blätter Wasser

ausprie, wenn die Blätter halb offen und noch aufgerollt sind.
 „Das Wasser strömt in einem Bogen wie eine Fontäne aus, so
 dünn und fein als ein Haupthaar, jedoch so, daß ein williger und
 aufmerksamer Beobachter es sehen und seine Hand darunter-
 haltend, sich überzeugen kann, daß sie von einem reinen
 Wasser naß wird. Wenn die Blätter ganz offen sind, nimmt
 diese Kraft ab, und sie geben dann aus den Blattspitzen ganze
 Wassertropfen, so klar wie Kristall, welche auf die Erde fallen und
 sie befeuchten . . .“ „Dieses Wunder der Natur“, fährt er fort,
 „wird dem gefälligen Leser nicht nur sonderbar, sondern vielleicht
 unglaublich erscheinen, obgleich die Sache wahrhaftig und un-
 bezweifelbar ist und auch oft von ehrlichen und vortrefflichen Leuten
 in meinem Garten gesehen und mit Erstaunen anerkant ist, wenn
 ich ihnen dieselbe zeigte.“

Thatsächlich wurde diese so anschaulich beschriebene seltsame Er-
 scheinung viel bezweifelt und da sie nicht wieder beobachtet wurde,
 auch ganz geleugnet. Vor kurzem aber wurden die Angaben Mun-
 tings wieder in ihre Rechte eingesetzt und von Professor Hans
 Molisch vollinhaltlich bestätigt. Demnach findet an den jungen, ein-
 gerollten Blättern der *Colocasia* und verwandter Blattpflanzen that-
 sächlich unter günstigen Umständen ein ständiges Emporschleudern
 kleiner Wassertropfen statt (in der Minute bis zu 190 Tröpfchen!),
 was eine wahre, kleine Fontäne vortäuscht. Am intensivsten arbeitet
 dieser lebende Springbrunnen des Nachts und an trüben Tagen,
 um bei Sonnenschein fast ganz zu versiegen. Schon dies
 deutete darauf hin, was durch die Untersuchung bestätigt
 wurde, daß die Wasserabscheidung nichts als ein sehr lebhafter
 Transpirationsvorgang ist. Nicht geklärt dagegen ist es noch, warum
 die Auspriesung der Tröpfchen in Intervallen erfolgt, obwohl die
 Ansicht von Molisch, daß dabei der bei dem Austritt des Wassers
 sich geltend machende kapillare Widerstand in den Wasserpalten eine
 Rolle spielt, viel Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Dies hübsche Phänomen läßt sich bei Glashauseremplaren an
 Regentagen sehr leicht beobachten und es ist nur verwunderlich, daß
 es so lange bezweifelt werden konnte. —

(„Umschau.“)

Humoristisches.

— Marktweiber-Zug. Junge verheiratete Frau
 (die zum erstenmal auf den Markt geht): „Ist das aber auch ein
 Weibchen, liebe Frau? Ich möchte meinem Manne heute eine
 Rognerhauce machen!“

Fischhändlerin: „Natürlich, gnä' Frau — dees seh'n S'
 doch an dem lieben G'sichter!“ —

— Vorübung. Dorfbader (zum Lehrbuben):
 „Nodel, zieh' mir d' Stiefel aus, damit Du auch allmählich's
 Zahnzieh'n lernst!“ —

— Seine Ansicht. Bauernwirt (bei dem ein junges
 Ehepaar eingelehrt ist): „Die ganzen Knödel haben f' auf-
 gegessen . . . na, das ist auch nur eine Vernunftheirat
 gewesen!“ —
 („Zitierende Blätter.“)

Notizen.

— Einen Preis von 3000 Mark schreibt der Verlag der
 „Hamburger Nachrichten“ für eine Erzählung aus, die in
 Niedersachsen spielt. Letzter Einlieferungstermin ist der
 1. Juli 1904. —

— Vom Verlag Dr. J. Marchlewski u. Co., München, ist uns
 zugegangen: „Die Doktorsfamilie im hohen Norden“,
 ein Buch für die Jugend von A. Gjem's-Selmer. Mit einer Um-
 schlagszeichnung von Billy Schwarz. Preis gebunden 2 M. —

— Ernst von Wildenbruch's neues Bühnenstück „Der
 unsterbliche Felix“ ist auch vom Wiener Burgtheater
 zur Aufführung angenommen worden. —

— Gumpelind's Oper „Hänsel und Gretel“ wird
 nächstens neuinszeniert und neuausgestattet im Opernhause
 gegeben werden. Die neuen Dekorationen werden im Hoftheater-
 Atelier von Hans Kautski gemalt. —

— Raucheneggers Oper „Platorog“ fand bei der
 Erstaufführung im Eberfelder Stadttheater eine gute
 Aufnahme. —

— Eine neue dreialtliche Operette von Franz Lehár „Der
 Göttergatte“ wird noch in diesem Winter im Wiener Karl-
 Theater die Erstaufführung erleben. —

— Das Defizit des Pensionsfonds der Wiener
 Hofoper hat jetzt rund 473 000 Kronen erreicht. —

— Der „Deutsche Künstlerbund“ in Weimar hat Graf
 Kalkreuth zum Präsidenten und Klingner, Liebermann,
 v. Uhde und Graf Harry Stehler als Vicepräsidenten gewählt. —

— Die Meldung der „Münchener Neuesten Nachrichten“, daß an
 der Münchener Akademie die Kurse wegen fehlender
 Modeller der vorzeitig geschlossen werden mußten,
 erweist sich als falsch. Der bayerische Landtag hat im vorigen
 Jahre alle geforderten Mittel im vollen Umfange von 28 000 M.
 genehmigt. —

e. Der „Obelisk des Mont Pelée“ ist jetzt in dem
 Lavafegel verschwunden, der sich um ihn gebildet hat. —